

strie, 57 % im dritten Sektor; für Deutschland 17 %, 48 %, 35 %.) Aber es beginnt sich ein Umschwung abzuzeichnen in einem großen wirtschaftlichen, soziologischen und kulturellen Prozeß, der nur mit dem Zeitalter der Entdeckungen vergleichbar ist. Zwar holt Spanien erst nach, was sich in den westeuropäisch-atlantischen Industrienationen bereits im 19. Jahrhundert vollzogen hat, aber dieser Vorgang geschieht mit einer ungleich größeren Vehemenz, da er im Zeichen der zweiten industriellen Revolution steht.

Welch riesige Aufgaben zu meistern sind, zeigt unter anderem auch die Binnenwanderung, die seit zehn Jahren in Spanien eingesetzt hat. Drei Gebiete vor allem sind davon betroffen: Barcelona, das von 1951–1960 449 621 Zuwanderer aufgenommen hat, Madrid, das mit 411 965 folgt, und die Biskaya, wohin 96 400 auswanderten. Diese drei Gebiete haben insgesamt 91,6 % der spanischen Binnenwanderung neue Lebensmöglichkeiten geboten. Die überwiegende Zahl der Zuwanderer stammt aus den Provinzen des Südens, aus Andalusien, Estremadura und Neukastilien. So wanderten aus der Provinz Jaén, die 1951 765 697 Einwohner zählte, 152 261 Menschen aus, aus der Provinz Granada mit 782 953 nicht weniger als 142 772. Von 1951–1960 haben 7 % der spanischen Bevölkerung ihre Heimat verlassen und sich einen neuen Wohnsitz im In- oder Ausland gesucht.

Eines der Hauptprobleme dieser Binnenwanderung ist die Wohnungsfrage. Man kommt mit dem Wohnungsbau nicht mit. So entstehen in den Vororten der beiden großen Städte slumartige Siedlungen, die zwar eine dürftige Unterkunft bieten, die aber völlig unzureichend sind, um den Zuwanderer in die neue industrielle Welt und Gesellschaft einzugliedern.

Das andere durch die Auswanderung entstehende Problem betrifft die Landwirtschaft, der mehr und mehr Arbeitskräfte entzogen werden. Sie muß sich umstellen, rationalisieren, die Kleinstbetriebe gehen ein, und man muß Genossenschaften gründen, um überhaupt weiterleben zu können. (*Arbor*, Madrid, März 1964)

Um die Hochschulreform in Frankreich

Die französische Zeitschrift „Esprit“ hat eine Umfrage veranstaltet über eine Reform der französischen Universitäten, von der gegenwärtig in Frankreich so viel die Rede ist. Von den Angeschriebenen haben 50 die Fragebogen ausführlich beantwortet, hauptsächlich Universitätsprofessoren und Lehrer an hohen Schulen, aber auch einige hohe Staatsfunktionäre und sogar Vertreter der Industrie. Außerdem haben mehrere auf einzelne Punkte der Fragebogen mit längeren Artikeln geantwortet. So ist als Ergebnis der Umfrage ein Band von 468 Seiten entstanden, der im Mai dieses Jahres erschienen ist.

Natürlich ist nicht alles für uns in Deutschland aktuell, wie z. B. das Mißverhältnis zwischen der übergroßen Universität der Hauptstadt und den kleinen Universitäten der Provinz. Ferner alles, was mit der in Frankreich anders als bei uns aufgebauten Prüfungsordnung zusammenhängt. Wir haben die in Frankreich sogenannte *agrégation* nicht, die eine Art Mittelding zwischen Lehramtsprüfung und Habilitation ist. Aber auch wenn man derartige Punkte ausscheidet, bleibt viel Interessantes übrig.

Enquête I A. Der Zudrang zum Hochschulstudium wächst gegenwärtig in Frankreich sprunghaft. Bis 1970 werden es wenigstens 500 000 Universitäts-Studenten sein. Soll man sich damit als unabänderlich abfinden? – Wenn ja: kann die Universität durch Reformen instand gesetzt werden, eine unbegrenzte Zahl von Hörern aufzunehmen? – Wenn nein: mit welchem Recht könnte man die Hörerzahl beschränken? Nach welchen Kriterien soll die Höchstzahl festgesetzt werden? Wann soll die Auswahl stattfinden: am Ende der höheren Schule oder zu Beginn der Hochschule? Wie kann man verhindern, daß die Auswahl zugunsten von sozial privilegierten Klassen geschieht?

Wie kann man vermeiden, daß sich die Ausgeschiedenen unter Zeit- und Geldverlust umstellen müssen?

B. Was ist die Hauptaufgabe der Universität? Unter den drei Aufgaben: Allgemeine und spezielle Ausbildung der höheren oder führenden Schichten der Nation – Forschung und Ausbildung von Forschern – Verbreitung literarischer, künstlerischer, wissenschaftlicher, technischer Kultur – steht die Forschung an erster Stelle?

Enquête II. Hat die Forschung gegenwärtig den ihr zukommenden Platz in der Universität? Sollte man im Rahmen Hochschule Forschungszentren entwickeln? Wie soll die Ausbildung zukünftiger Forscher geschehen? Nach welchen Kriterien sollen zukünftige Forscher ausgewählt werden? Soll die Vorbereitung auf die Konkurse (die Hochschullaufbahn) gänzlich getrennt werden von der Vorbereitung auf das Lehramt in der Mittelschule?

Enquête III. Von seiten der Studentenorganisationen wird hauptsächlich das System des cours magistral (Vorlesung) bekämpft. Sie wünschen Arbeitsgruppen, zu denen der Professor eine schriftliche Anleitung vervielfältigen läßt. Ließe sich diese Methode überhaupt oder vielleicht in einzelnen Fächern durchführen?

– Die Prüfungen. Was ist ihr Zweck? Ausscheidung Untauglicher, Überwachung der Studien – Auswahl besonders Tauglicher – orientation (gemeint wohl: unmittelbare Zielsetzung der Studien)? Könnte man durch laufende Überwachung der Arbeit des einzelnen die Examina wenigstens teilweise ersetzen?

Die Antworten auf diese und andere Fragen werden mit dem in Frankreich üblichen Freimut gegeben, ernst und sachlich, ohne Ressentiment und ohne Demagogie. Aber die Ansichten gehen weit auseinander, auch unter den Universitätslehrern selbst. Gleich bei der Frage des Numerus clausus, den einer witzig als Universitäts-Malthusianismus bezeichnet. Wer kann sagen, welche Berufe das Land in zwanzig Jahren brauchen wird? Wie kann man daher die Zahl der jetzt Vorzubereitenden festsetzen? Andererseits, wenn man die Schüler sich grenzenlos vermehren läßt, müßte man auch die Professoren ständig vermehren, und das würde ihre Qualität senken. Einer meint, eine Universität könne mit den gegebenen begrenzten Mitteln nicht eine unbegrenzte Hörerzahl aufnehmen; wenn man aber die Hörerzahl beschränken müsse, dann solle das jede Universität selbst tun. Bei einer Beschränkung spielt das Einzugsgebiet der betreffenden Universität keine Rolle. Die Studenten suchen heutzutage nicht mehr nur die ihnen zunächst liegenden Universitätsstädte auf.

Eine fragt, wie es komme, daß sich in Frankreich die Studenten verhältnismäßig so wenig aus den Volksschichten rekrutieren: die Universität und alle Studienbeihilfen stünden allen offen, und dennoch sei der Prozentsatz der Studenten aus dem Volk kleiner als in den meisten Ländern Europas.

In einem längeren „Krisen und Kritiken“ überschriebenen Artikel wendet sich Jean Brun, Philosophieprofessor in Dijon, gegen falsche Schlagwörter, wie „um ein guter Professor zu sein braucht man keine Gelehrsamkeit“, und verkehrte Forderungen der Studenten: „Wir wollen keine Kenntnisse, sondern Arbeitsmethoden“. Ebenso gegen übertriebene Erwartungen, als ob die technischen Einrichtungen mit der Zeit den Lehrer ganz ersetzen könnten. Zu der immer wiederholten Forderung: „Übungen statt Vorlesungen“, „Arbeitsgruppen statt Professoren“, weist er auf den großen Unterschied hin zwischen geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlich-technischen Fakultäten.

Dabei wird die Notwendigkeit von Reformen nicht bestritten. In einem Gutachten einer Gruppe von Soziologen heißt es: „Man kann nicht bestreiten, daß unsere Universitäten krank sind“. Studenten und Professoren seien gleich unzufrieden mit den rapports pédagogiques, also der Art und Weise wie die Ausbildung auf den Universitäten vermittelt wird, ebenso Eltern und Arbeitgeber. Aber dasselbe Gutachten warnt vor Radikallösungen. Es wäre falsch, „die Universitäten umgestalten zu wollen nach dem Muster eines Industriebetriebes oder eines Arbeiterrates“. Dabei

wird gerade in diesem Gutachten das System der „Vorlesungen“ scharf kritisiert. Der Cours magistral sei zwar manchmal ein wirkliches Meisterwerk, aber er diene zu nichts. Uns möchte allerdings scheinen, daß die Vorlesungen abschaffen einer Radikallösung recht nahekäme.

Lateinamerikanische Studenten in Europa

Im Frühjahr dieses Jahres kam auf der französischen Mittelmeerinsel Port Cros ein Kongreß lateinamerikanischer Studenten zusammen, die ihre Erfahrungen über ihr Studium in Europa austauschten. Einem Bericht über diesen Kongreß, erschienen in der venezolanischen Zeitschrift „Sic“ (März 1964), entnehmen wir folgende Bemerkungen:

In Europa studieren etwa 24 500 lateinamerikanische Studenten, 6000 davon in den Ländern des Ostblocks, die jedoch für den Bericht ausfallen. Dieser befaßt sich nur mit den 18 430 in West-europa studierenden Lateinamerikanern. Diese stammen aus

Argentinien	900	Honduras	400
Bolivien	450	Mexiko	800
Brasilien	900	Nicaragua	120
Chile	550	Panama	1200
Columbien	2100	Paraguay	250
Costarica	350	Peru	1100
Cuba	2400	Portorico	2040
Ekuador	580	Salvador	280
Dominikanische Republik	400	Uruguay	360
Guatemala	300	Venezuela	2400
Haiti	600		

Die meisten von ihnen, 14 000, studieren in Spanien, weil sie dort keine Schwierigkeiten mit der Sprache haben. Die Sprachen der übrigen europäischen Länder sind für diese Studenten meist sehr schwer zu erlernen, und viele von ihnen scheitern in ihren Studien wegen der Sprachschwierigkeiten. Der Kongreß schlägt deshalb vor, daß die europäischen Länder nur solchen Studenten aus Lateinamerika ein Stipendium geben, die die Sprache des Gastlandes genügend beherrschen. Außerdem sollten für diese Studenten in den europäischen Ländern Sprachkurse von drei Monaten eingerichtet werden, die es den Studenten ermöglichen, ihre Sprachkenntnisse so auszuweiten, daß sie den Vorlesungen leicht folgen können.

Nach Spanien ist Frankreich das beliebteste Studienland für die Lateinamerikaner (1800), dem die Bundesrepublik mit 1000, England und Italien mit je 500, die Schweiz mit 260, Belgien mit 150, Schweden mit 100, Österreich und Holland mit je 50 und Portugal mit 20 folgen.

Neben den sprachlichen und vor diesen sind es vor allem psychologische Schwierigkeiten, die den lateinamerikanischen Studenten zu schaffen machen und die schuld daran sind, daß sie sich abkapseln und wenig Verkehr mit ihren europäischen Kommilitonen pflegen. Sie werden nämlich von diesen als Angehörige von Entwicklungsländern betrachtet und damit auf eine Stufe mit den Afrikanern gestellt, ohne dem gleichen Wohlwollen zu begegnen wie diese. Die lateinamerikanischen Studenten wissen zwar um die wirtschaftlichen und kulturellen Probleme ihrer Länder, sie fühlen sich selbst aber durchaus als Erben einer alten Kultur, die mit der Afrikas nicht auf eine Stufe gestellt werden kann. Sie sind darin um so empfindlicher, als sie meist den wohlhabenden und reichen Schichten angehören, die in ihrer Heimat einen Lebensstandard kennen, den sie bei ihren europäischen Hausherrn meist nicht finden. So schauen sie ihrerseits mit einer gewissen